

# Weißeritz-Zeitung

Tageszeitung und Anzeiger für Dippoldiswalde, Schmiedeberg u. U.

Die „Weißeritz-Zeitung“ erscheint täglich mit Ausnahme der Sonntage und Feiertage und wird am Spätnachmittag ausgegeben. Preis vierteljährlich 1 M. 80 Pf., zweimonatlich 1 M. 20 Pf., einmonatlich 60 Pf. Einzelne Nummern 10 Pf. Alle Postanstalten, Postboten, sowie unsere Vertreter nehmen Bestellungen an.

Inserate werden mit 20 Pf. für die erste Spalte und 15 Pf. für die zweite Spalte berechnet. Bekanntmachungen auf der ersten Seite (nur von Behörden) die zweigespaltene Zeile 40 bez. 35 Pf. — Tabellarische und komplizierte Inserate mit entsprechendem Aufschlag. — Eingefandt, im redaktionellen Teile, die Spaltenzeile 50 Pf.

**Amtsblatt** für die Königliche Amtshauptmannschaft, das Königliche Amtsgericht und den Stadtrat zu Dippoldiswalde.

Mit achtseitigem „Ausriertem Unterhaltungsblatt“ und täglicher Unterhaltungsbeilage.

Für die Aufnahme eines Inserats an bestimmter Stelle und an bestimmten Tagen wird keine Garantie übernommen.

Verantwortlicher Redakteur: Paul Jehne. — Druck und Verlag von Carl Jehne in Dippoldiswalde.

Nr. 26

Donnerstag den 1. Februar 1917 abends

83. Jahrgang

## Besichtigung der Kartoffelvorräte und Kartoffelfütterungsverbot.

Auf Anweisung des Rgl. Ministeriums des Innern werden durch von dem Kommunalverband bestellte Sachverständige die bei den Kartoffelerzeugern und in den Privathaushaltungen lagernden Kartoffelvorräte besichtigt werden. Eine Bestandserhebung ist damit nicht verbunden. Die Besichtigungen haben lediglich den Zweck, die noch vorhandenen Kartoffelvorräte auf ihre sachgemäße Lagerung hin zu prüfen und sie gegebenenfalls durch geeignete Maßnahmen vor dem Verderben zu schützen.

Die Sachverständigen sind befugt, alle Räume, in denen die Lagerung von Kartoffeln vermutet werden kann, zu betreten und Anordnungen hinsichtlich der Beseitigung kranker, angefauler und verdorbener Kartoffeln wie auch hinsichtlich der Lagerung zu treffen. Im Zuwiderhandlungsfalle haben die Besitzer zu gewährleisten, daß ihnen sämtliche Kartoffeln weggenommen und sie — gleichviel ob Erzeuger oder Richterzeuger — in die Versorgung der Gemeinde überwiesen werden.

Nach § 2 der Reichsministerbekanntmachung vom 1. Dezember 1916 (Reichsgesetzblatt S. 1314) dürfen nur diejenigen Kartoffeln verfüttert werden, die nicht gesund sind oder die Mindestgröße von 1 Zoll (2,72 cm) nicht erreichen. Die Verfütterung darf nur erfolgen an Schweine und an Federvieh, und nur, soweit die Verfütterung an Schweine und Federvieh nicht möglich ist, auch an andere Tiere. Unverlesene Kartoffeln dürfen auf keinen Fall verfüttert werden.

Zuwiderhandlungen sind nach § 10 der oben erwähnten Bekanntmachung mit Gefängnis bis zu einem Jahre und mit Geldstrafe bis zu 10000 M. oder mit einer dieser Strafen bedroht.

Dippoldiswalde, am 30. Januar 1917.

Königliche Amtshauptmannschaft.

## Fleischversorgung.

Auf die Zeit vom 28. Januar bis 24. Februar 1917 wird die den in der Kundenliste A eingetragenen voll zu beliefernden Kunden sichergestellte Fleischmenge auf wöchentlich

175 g Fleisch,  
60 g Wurst und  
40 g Speck oder Rohschmalz

festgesetzt.

Die Sicherstellung von Wurst und Speck (Rohschmalz) erfolgt nur, soweit der Vorrat dies ermöglicht.

Selbstversorger haben auf höchstens die Hälfte des sichergestellten Fleisches Anspruch.

Dippoldiswalde, am 30. Januar 1917.

Nr. 611 Mob. II.

Der Kommunal-Verband.

## Mushilfsbürodiener

sofort gesucht. Anfangsvergütung 3 Mark 50 Pf. täglich. Bewerbungen umgehend erbeten.

Rgl. Amtshauptmannschaft Dippoldiswalde, am 31. Januar 1917.

## Fettkarten-Ausgabe.

Die Ausgabe der vom 5. Februar d. J. ab an Stelle der bisherigen Butterkarte eingeführten Landesfettkarte erfolgt

Sonnabend den 3. Februar d. J. vormittags von 11 bis 1 Uhr

im Rathaussaal.

Die letzten 2 Abschnitte der gegenwärtigen Butterkarten (60 und 30 g) sind bei Entnahme der Landesfettkarten zurückzugeben.

Dippoldiswalde, am 1. Februar 1917.

Der Stadtrat.

Großes Hauptquartier, 31. Januar 1917.

### Westlicher Kriegsschauplatz.

Starker Frost und Schneefälle schränken die Gefechts-tätigkeit ein.

An der Lothringer Grenze bei Belmrey war von mittag an der Artilleriekampf stark. Abends griffen die Franzosen einen Teil unserer Stellungen an; sie wurden abgewiesen.

### Ostlicher Kriegsschauplatz.

Front des General-Feldmarschalls Prinzen Leopold von Bayern.

Auf dem Ufer der Na stürmten unsere Truppen eine russische Waldstellung und wiesen in ihr mehrere starke Gegenangriffe zurück. 14 Offiziere und über 900 Mann wurden gefangen, 15 Maschinengewehre erbeutet.

Front des General-Obersten Erzherzog Josef.

Nach heftigem Feuer griffen die Russen mehrmals die Stellungen südlich der Vale-Putna-Straße an. Zwei starke Angriffe scheiterten, beim dritten Ansturm gelang es einer russischen Abteilung, in einen Stützpunkt einzudringen. Heeresgruppe des General-Feldmarschalls v. Madansky.

Rohr der Donau gingen starke feindliche Aufklärungs-abteilungen vor; sie wurden von den osmanischen Truppen zurückgedrängt.

### Makedonische Front.

Deutsche Erkunder brachten von einer Streife im Cernabogen mehrere Italiener gefangen ein.

Der Erste General-Quartiermeister Ludendorff.

### Die Erklärungen des Reichszanlers.

Berlin, 31. Januar. In der heutigen Sitzung des Hauptausschusses des Reichstages nahm Reichszanler Dr. von Bethmann Hollweg das Wort zu folgenden Ausführungen:

Am 12. Dezember habe ich im Reichstag die Erwägungen dargelegt, welche zu unserem Friedensangebot geführt hatten. Die Antwort unserer Gegner hat klipp und klar dahin gelaute, daß sie Verhandlungen mit uns über den Frieden ablehnen, daß sie nur von einem Frieden etwas wissen wollen, den sie diktieren. Damit ist vor aller Welt die Schuldfrage wegen der Fortsetzung des Krieges entschieden. Die Schuld lastet allein auf unseren Gegnern. Ebenso sei steht unsere Aufgabe. Ueber die Bedingungen des Friedens können wir nicht diskutieren, nur von einem auf Haupt geschlagenen Volke können sie angenommen werden. Kämpfen also heißt es!

Die Volkshast des Präsidenten Wilson an den Kongress zeigt seinen ersten Wunsch, den Weltfrieden wieder herbeizuführen. Viele der von ihm gestellten Maximen begegnen sich mit unseren Zielen: Freiheit der Meere, Beseitigung des Systems der balance of power, das immer zu neuen Verwicklungen führen muß, Gleichberechtigung der Nationen, offene Tür. Was aber sind die Friedensbedingungen der Entente? Deutschlands Wehrkraft soll vernichtet werden, Elsaß Lothringen und unsere Ostmarken sollen wir verlieren, die Donaumonarchie soll aufgelöst, Bulgarien abermals um seine nationale Einheit betrogen, die Türkei aus Europa verdrängt und in Asien verschlagen werden. Die Vernichtungsabsichten unserer Gegner können nicht stärker ausgedrückt werden.

Zum Kampfe aufs legte sind wir herausgefordert worden. Wir nehmen die Herausforderung an. Wir setzen alles ein, und wir werden siegen. Durch diese Entscheidung über die Führung des U-Bootkrieges in ihr letztes und akutes Stadium gedrängt worden.

Die Frage des U-Bootkrieges hat uns, wie die Herren sich erinnern werden, gemeinsam in diesem Ausschusse 3mal beschäftigt, im März, im Mai und im September vorigen Jahres. Ich habe jedesmal den Herren in eingehenden Darlegungen das Für und Wider der Frage vorgetragen. Ich habe mit Nachdruck darauf hingewiesen, daß ich jedesmal pro tempore sprach, nicht als grundsätzlicher Anhänger oder grundsätzlicher Gegner der uneingeschränkten Bewegung der U-Boote, sondern in Erwägung der militärischen, politischen und wirtschaftlichen Gesamtsituation, immer von der Prüfung der Frage ausgehend: Bringt uns der uneingeschränkte U-Bootkrieg dem siegreichen Frieden näher oder nicht? Jedes Mittel, sagte ich im März, das den Krieg abzukürzen geeignet ist, ist das allerhumanste. Auch das rücksichtsloseste Mittel, das uns zum Siege, und zum schnellen Siege, führt, sagte ich damals, muß angewandt werden.

Der Reichszanler führte dann weiter aus, weshalb er im März und im Mai des vergangenen Jahres gegen den uneingeschränkten U-Bootkrieg gewesen sei, weshalb die Frage auch im September nach dem übereinstimmenden Urteil der politischen und militärischen Leitung nicht spruchreif war.

Er kam in diesem Zusammenhang auf seine frühere Aeußerung zurück: Sobald ich in Uebereinstimmung mit der Obersten Heeresleitung zu der Ueberzeugung komme, daß uns der rücksichtslose U-Bootkrieg dem siegreichen Ende nähert, dann wird der U-Bootkrieg gemacht werden. Dieser Zeitpunkt, fuhr er fort, ist jetzt gekommen. Im vorigen Herbst war die Zeit noch nicht reif, aber heute

ist der Augenblick gekommen, wo wir mit der größten Aussicht auf Erfolg das Unternehmen wagen können. Einen späteren Zeitpunkt dürfen wir also auch nicht abwarten. Was hat sich geändert? Zunächst das Wichtigste, die Zahl unserer U-Boote

hat sich gegen das vorige Frühjahr sehr wesentlich erhöht. Damit ist eine feste Grundlage für den Erfolg geschaffen.

Dann der zweite, mitauschlaggebende: die schlechte Weltgetreideernte;

sie stellt schon jetzt England, Frankreich und Italien vor ernste Schwierigkeiten. Wir haben die feste Hoffnung, diese Schwierigkeiten durch den unbeschränkten U-Bootkrieg zur Unentraglichkeit zu steigern. Auch die Kohlenfrage ist im Krise eine Lebensfrage, sie ist schon jetzt, wie Sie wissen, in Frankreich und Italien kritisch. Unsere U-Boote werden sie noch kritischer machen.

Sierzu kommt, namentlich für England, die Zufuhr von Erbsen für die Munitionsfabriken im weitesten Sinne und von Holz für den Kohlenbergbau.

Noch gesteigert werden die Schwierigkeiten unserer Feinde auf diesen Gebieten durch die

Zunahme der feindlichen Frachtraumnot.

Hier hat die Zeit und hat der Kreuzerrieg der U-Boote dem entscheidenden Schlag vorgearbeitet. Unter Frachtraumnot leidet die Entente in allen ihren Gliedern, sie macht sich für Italien und Frankreich nicht weniger als für England geltend.

Dürfen wir so jetzt die positiven Vorteile des uneingeschränkten U-Bootkrieges sehr viel höher einschätzen als im vorigen Frühjahr, so sind gleichzeitig die Gefahren, die uns aus dem U-Bootkrieg erwachsen, seit jener Zeit gesunken.

### Die militärische Lage.

Der Reichszanler erörterte darauf eingehend die allgemeine politische Lage.

Er fuhr darauf fort: Der Feldmarschall Hindenburg hat mir vor wenigen Tagen die Lage wie folgt bezeichnet: Unsere Front steht auf allen Seiten fest. Wir haben überall die nötigen Reserven. Die Stimmung der Truppen ist gut und zuversichtlich. Die militärische Gesamtlage läßt es zu, alle Folgen auf uns zu nehmen, die der uneingeschränkte U-Bootkrieg nach sich ziehen könnte. Und weil dieser U-Bootkrieg unter allen Umständen ein Mittel ist, um unsere Feinde auf das schwerste zu schädigen, muß er begonnen werden.

Admiralstab und Hochseeflotte sind der festen Ueberzeugung, eine Ueberzeugung, die in den Erfahrungen des U-Boot-Kreuzerrieges ihre praktische Stütze findet, daß England durch die Waffe zum Frieden gebracht werden wird. Unsere

Verbündeten stimmen unseren Ansichten zu. Oesterreich-Ungarn schließt sich unserem Vorgehen auch praktisch an. Ebenso wie wir um England und auf der Westküste von Frankreich ein Sperrgebiet legen, indem wir jede Schiffsahrt nach den feindlichen Ländern zu verhindern trachten werden, ebenso erklärt Oesterreich-Ungarn ein Sperrgebiet um Italien. Allen neutralen Ländern ist für den Verkehr untereinander außerhalb des Sperrgebietes freie Bahn gelassen.

**Amerika**  
bieten wir, ebenso wie wir es schon 1915 getan haben, unter bestimmten Modalitäten gesicherten Personenverkehr auch mit den bestimmten englischen Häfen an.

Darauf verlas der Reichskanzler die Note an die Regierung der Vereinigten Staaten und teilte mit, daß entsprechende Noten an die übrigen Neutralen gerichtet worden sind.

Der Reichskanzler schloß mit folgenden Worten: Niemand unter uns wird vor dem Ernst des Schrittes, den wir tun, die Augen verschließen. Daß es um unser Leben geht, weiß seit dem 4. August 1914 jeder, und durch die Ablehnung unseres Friedensangebotes ist dies Wissen blutig unterstrichen.

Als wir 1914 gegenüber der russischen Mobilmachung zum Schwerte greifen mußten, da taten wir es in den Gefühlen tiefster Verantwortung gegen unser Volk und in dem Bewußtsein entschlossener Kraft, die da spricht: Wir müssen, darum können wir auch. Unendliche Ströme Blutes sind seitdem geflossen, aber das Müssen und Können haben sie nicht weggewaschen. Wenn wir uns jetzt zur Anwendung unserer besten und stärksten Waffe entschlossen haben, so leitet uns nichts als nüchterne Erwägung aller in Frage kommenden Umstände, nichts als der feste Wille, unserem Volke herauszuhelfen aus der Not und Schmach, die ihm unsere Feinde zudenken. Der Erfolg steht in höherer Hand. Was Menschenkraft vermag, um ihn für unser Vaterland zu erzwingen, setzen Sie sicher, meine Herren, nichts dazu ist verläumt, alles dazu wird geschehen.

Der Staatssekretär des Reichsmarineamtes machte danach Mitteilungen vom militärischen und marineteknischen Standpunkt aus.

Der Staatssekretär des Innern behandelte an der Hand ausführlicher statistischer Angaben die wirtschaftliche Weltlage.

Sodann machte der Staatssekretär des Auswärtigen Amtes Mitteilungen über eine Reihe besonderer Fragen. Es folgte eine geheime Sitzung des Ausschusses.

#### Notales und Sachliches.

**Dippoldswalde.** In voriger Woche kam durch den Lebensmittelausschuß Stadtkohle (Kalkkohle) zum Verkauf. Dem Stadtrat liegt nun viel daran, zu erfahren, wie diese Kohle sich bewährt. Alle Frauen, die diese Stadtkohle benutzen, werden deshalb gebeten, ihre damit gemachten Erfahrungen dem Stadtrat mündlich oder schriftlich (eventuell durch Vermittlung der Polizeiwache oder eines Schutzmannes) recht bald mitzuteilen. Die weitere Kohlenbeschaffung ist unter Umständen davon mit abhängig.

— Heute Donnerstag früh war die gesamte Post von Dresden wieder ausgebüchelt.

— **Pferde-Ausfuhrverbot.** Die Verfügung des stellvertretenden Generalkommandos XII. A. R. vom 21. Dezember 1916, wonach die Ausfuhr von Pferden aus einem Gemeindebezirk in einen anderen bis zum 31. Januar 1917 unter Strafbefehl verboten worden ist, hat nach einer erneuten Verfügung über den 31. Januar 1917 hinaus bis auf weiteres Gültigkeit.

**Dippoldswalde.** Bei der hiesigen Spartasse erfolgten im Monat Januar ds. Js. 1560 Einzahlungen im Betrage von 268 900 Mark 18 Pf., dagegen wurden 644 Rückzahlungen im Betrage von 100 653 Mark 81 Pf. geleistet.

— Im Publikum sind immer noch irrümliche Meinungen verbreitet über das Schweigerrecht oder die Schweigepflicht der öffentlichen Spartassen über die Guthaben ihrer Einleger. Es sei deshalb hier nochmals darauf hingewiesen, daß die öffentlichen Spartassen über die Einlagen der Sparer nur an diese selbst Auskunft erteilen, nicht aber an andere Privatpersonen oder an Behörden. Insbesondere wird an Steuerbehörden über die Einlagen der Sparer keinerlei Auskunft erteilt.

— Ein Gliaz ist es zu nennen, daß die Fluren durch eine starke Schneedecke vor Frost geschützt sind, andernfalls würden die Winterjahren einen unermesslichen Schaden erleiden. Neben dem Rodelsport ist nun auch der Schlittschuhsport zu seinem Rechte gekommen, auch die Eisefuhr in die Keller hat ihren Anfang genommen, sobald der Eintritt der Kälte neben ihren unangenehmen Seiten auch solche von großem Vorteil hat. Wenig erfreulich sind nun die Nachrichten, daß die Kälte im nördlichen Europa, wie in Skandinavien, noch anhält, ja noch gestiegen ist, bis zu 26 Grad! In Westrußland und Polen fällt das Thermometer noch stetig, in Wilna sollen 22 Grad herrschen. Allem Anschein nach werden die über uns gekommenen Frostwellen bei den anhaltenden Nordostwinden nicht so leicht abebben. Infolge der großen Kälte fanden an verschiedenen Orten auch Menschen durch Erfrieren den Tod.

— Die Kälte in Sachsen. Sachsen hatte vor einigen Tagen in ganz Deutschland und darüber hinaus die größte Kälte. Memel meldete nur 0, München 8, Breslau 6, Brüssel 8, Ostende 7, selbst Saporanda nur 6 Grad Kälte, Dresden dagegen 15 und Plauen gar 22. Am „wärmsten“

war es in Annaberg 1 Grad und Reichenhain 3,6. Das bedeutet also die sogenannte Umkehr der Temperatur, d. h. in höheren Lagen ist es wärmer.

**Dresden.** Glänzende Ergebnisse der sächsischen Sparkassen. Die sächsischen Sparkassen weisen nach wie vor glänzende Ergebnisse auf. Nach den soeben veröffentlichten Mitteilungen über die Ein- und Auszahlungen im Oktober 1916 wurden in 237 523 Fällen 35 784 119 Mark eingezahlt und in 231 187 Fällen 45 359 893 Mark ausgezahlt. Die Rückzahlungssumme umfaßt aber 18 177 527 Mark Zeichnungen auf Kriegaanleihe, so daß sich die eigentlichen Rückzahlungen nur auf 27 182 366 Mark belaufen. Im ganzen wurden also über 8 Millionen Mark mehr ein- als ausgezahlt!

**Schandau.** Die Elbe ist von Bodenbach bis zur Landesgrenze zugefroren und stellenweise passierbar.

**Königsbrunn.** Als gefährlicher Bursche erwies sich im nahen Reichenbach ein 13 Jahre alter Schulknabe. Er beraubte ein geistreiches Mädchen um einen Geldbetrag. Als dem Mädchen dessen Mutter zu Hilfe kam, stach er mit einem Taschenmesser mehrmals auf sie ein und verletzte sie am Ober- und Unterarm.

**Reusstädtel.** Da wegen Einberufung und Fortzuges von Stadtverordneten das Stadtverordnetenkollegium seit längerer Zeit schon beschlußunfähig war, fand am Montag eine Ergänzungswahl statt, die sehr ruhig verlief. Der sozialdemokratische Wahlverein hatte Wahlenthaltung vorgeschrieben. Abgegeben wurden nur 111 Stimmen, die sich fast einhellig auf die vom Verein der Festbesoldeten und dem Hausbesitzerverein vorgeschlagenen Herren vereinigten.

**Hundshübel (Ergeb).** Die englische Postsperrung durchbrochen hat ein Brief aus London, der bei einer hiesigen Firma eingetroffen ist. In dem Schreiben erlucht eine Londoner Firma um Uebersendung eines Konto-Auszuges. Bei der jetzt geübten englischen Postsperrung gewiß eine Seltenheit.

**Rothentirchen i. Vogtl.** Die Württembergers-Witwe Karoline Unger hier hat kürzlich in verhältnismäßiger körperlicher und geistiger Frische ihr 100. Lebensjahr angebeten.

**Plauen i. V.** Bei einer in der Bahnhofstraße hier wohnenden Uhrmacherswitwe ist am Sonnabend abend ein Schwindler in der Uniform eines Feldwebels aufgetreten und hat der Frau vier goldene Uhren und vier goldene Ketten im Werte von 900 M. abgeschwindelt. Er nannte sich Gahler und gab an, er wolle die Sachen zur Auswahl haben, es solle eine Uhr und eine Kette einem im Lazarett „Zur Voge“ liegenden verwundeten Soldaten zum Geschenk gemacht werden.

#### Kirchen-Nachrichten.

Freitag den 2. Februar 1917.

**Schmiedeburg.** Abends 7 Uhr Kriegsbesetzung: Pfarramt in Ruhe.

#### Verke Nachrichten.

#### Zum Untergang der „Laurentic“. 260 Personen ertrunken.

Amsterdam, 31. Januar. Das Reutersche Bureau meldet aus Belfast: Der Hilfskreuzer „Laurentic“ ist am Freitag früh, kurz nachdem er ausgefahren war, an der Nordküste von Irland auf eine Mine gelaufen. Er hatte eine Besatzung von 475 Mann, von der ungefähr 260 Personen ums Leben gekommen sind. Es wurde ein großes Loch in die Schiffswand gerissen. Eine Anzahl Seizer wurden auf der Stelle getötet. Das Schiff sank fast sofort, aber es gelang noch, zahlreiche Verwundete in die Boote zu bringen. Bisher wurden 100 erfrorene Leichen angeschwemmt.

London, 31. Januar. Die Admiralität teilt mit: Es ist jetzt festgestellt, daß die „Laurentic“ durch eine Mine untergegangen und nicht durch ein Unterseeboot versenkt worden ist.

#### Griechenland und die Entente nach Erfüllung des Ultimatus.

Basel, 1. Februar. Die Reutersche Agentur meldet nach einem amtlichen Telegramm aus Athen, daß Prinz Alexander von Griechenland den Vorbeimarsch der Truppen führte bei der Begrüßungszeremonie vor den Fahnen der Alliierten. Die Besoldung wurde nicht zur Reparatur zugelassen, die sich in besterdingender Weise abspielte. Die in der Nachbarschaft harrende Menge verhielt sich ruhig. Alle anderen Forderungen der Alliierten wurden befriedigt. Die Beziehungen zwischen der griechischen Regierung und den Verbündeten scheinen normale Form annehmen zu wollen.

#### Ein bulgarischer Großkaufmann nach Beraubung vergiftet.

Budapest, 31. Januar. Wie bereits gemeldet, wurde der Sofioter Großkaufmann Krapiew, ein Schwager des bulgarischen Generals Bojadoff, in einem hiesigen Hotel das Opfer einer Gasvergiftung. Durch Nachforschungen, welche auf Veranlassung des hier weilenden Generals angeleitet wurden, kam zu Tage, daß der Tod unter besonderen Begleiterscheinungen erfolgte. Durch eine in der Nacht vorgenommene, angeblich unvorsichtige Manipulation wurde ein Gasbehälter geöffnet. Dem bulgarischen Großkaufmann wurden 60 000 Kronen aus der Tauch gestohlen. Da die hiesige Polizei in dieser Sache Unterlassungen beging, brückte der Oberstadthauptmann Poda dem bulgarischen Generalkonsul und dem bulgarischen General Bojadoff sein Bedauern über den Vorfall aus. Ein Polizeibeamter wurde seiner Stellung enthoben.

#### Die Kohlendebatte in der französischen Kammer.

Genf, 1. Februar. Dienstag nachmittag begann in der französischen Kammer die seit 8 Tagen angekündigte Kohlendebatte. Fünf Abgeordnete interpellierten die Regierung wegen der Kohlenkrise. Der Abgeordnete Pale erklärte, der Kohlenmangel in den Munitionsfabriken sei beängstigend. Paval kritisierte das ganze verfahrenere Wirtschaftssystem der Regierung, die die Folgen des U-Bootkrieges nicht vorausgesehen habe, und beschwört die Regierung, die Lage der Pariser zu erleichtern. Minister Herriot gab in seiner Antwortrede zu, die Kohlenkrise sei ernst. Frankreichs Kohlenproduktion sei von 40 Millionen Tonnen in Friedenszeiten infolge der deutschen Invasion auf 20 Millionen gefallen. England kann statt der versprochenen 2 Millionen Tonnen nur 1 1/2 liefern. Ueberdies habe England erklärt, es könne die Kohlen wohl bereit stellen, aber nicht nach Frankreich transportieren. Infolgedessen könnten nur neutrale Transporte in Betracht kommen. Die Hauptursache der inneren Schwierigkeiten lie allerdings der U-Bootkrieg. Er versprach, sein Möglichstes zu tun.

#### Bermehrte Heranziehung

**deutscher Kriegsgefangener zur Landarbeit.**  
Saag, 1. Februar. Wie die „Times“ erfährt, sind Maßnahmen getroffen worden, um die deutschen und anderen fremden Kriegsgefangenen in verstärktem Maße auf dem Lande zu verwenden. Das Kriegsamt hat einen Plan aufgestellt, wonach Abteilungen gebildet würden, die auf die einzelnen Bezirke verteilt werden sollen.

#### Die Meldungen

**über einen neuen Friedensschritt Wilsons.**  
Saag, 1. Februar. Aus New York wird gemeldet: Die Dienstagnummer des „New York World“ erklärt, Präsident Wilson werde einen neuen Versuch machen, die Kriegshandlungen zu einer vorläufigen Erörterung der Friedensbedingungen zu bewegen.

#### Bierverbandspropaganda in Spanien durch den Alerus.

Budapest, 31. Januar. Dem „U. E.“ wird aus Madrid gemeldet: Die Anhänger der Entente in Spanien, welche den großen Einfluß der Geistlichkeit auf das spanische Volk wohl kennen, versuchen nun, in kirchlichen Kreisen Propaganda zu machen. Sie teilen Deutschland als Luthers Land hin, wo man die Katholiken verfolge. In diesem Sinne äußerte sich der Kardinal von Tarazona, Lopez Pelaez, zu einem Berichterstatter des „New York Herald“: Der Kirchenfürst sagte: Kein Katholik darf die deutsche Sache unterstützen. In seiner Diözese habe er die Propaganda für diese Sache verboten. Frankreich und Italien seien zwei katholische Staaten, gegen die das katholische Spanien keine feindliche Gesinnung haben kann.

#### Wettervorhersage.

Keine wesentliche Veränderung.

#### Aus aller Welt.

— **Mord um drei Preßkollen.** In Berlin wurde der 84 Jahre alte Postsekretär a. D. Karl Kionka von seiner Wittin, der 64jährigen Schaffnerin Marie Wethe, erschlagen. K. war in der Nacht im Begriff, sich zur Erwärmung seines Zimmers aus der Küche einige Preßkollen zu holen. Die W. bemerkte das und geriet hierüber so in Erregung, daß sie schnurstracks ein Küchenmesser ergriff und mit diesem auf den Grel einstach. Dieser sank sofort zusammen und verblutete, ehe noch Hilfe herbeigeholt wurde. Die Wethe versuchte darauf, sich mit dem Messer selbst zu erstechen und brachte sich mehrere erhebliche Verletzungen bei.

— **Ein 17jähriger Großkaufmann.** Was ein Häßchen werden will... Auf Antrag der Beuthener Staatsanwaltschaft wurde in Berlin der 17jährige „Mehlkauermann“ Isidor Eichauer verhaftet. Er hat Lebensmittel in großen Mengen zu Wucherpreisen nach auswärts verkauft. In die Angelegenheit sind bereits über hundert Personen verwickelt, meistens Kaufleute aus dem Industriebezirk.

#### Notales.

— **Ein Kommissare für das Ernährungswesen.** Zu der Frage der Bestellung von britischen Kommissaren des Kriegsernährungsamtes zur Ueberwachung und Durchführung seiner Anordnungen hat der Vorstand dahin entschieden, daß nicht britische Kommissare für das gesamte Ernährungswesen, sondern solche zu örtlichen Revisionen für bestimmte Teile der Ernährungs-wirtschaft mit besonderer Facherschaft auf ihrem Sondergebiet zu bestellen sind. Die Kommissare unterstehen unter Oberaufsicht des Kriegsernährungsamtes derjenigen Reichsstelle, die die betreffenden Erzeugnisse bewirtschaftet. Das System ist schon bald nach der Gründung des Kriegsernährungsamtes in Angriff genommen worden.

— **Genlieferungen.** Ueber die diesseitigen Seulleferungen für den Heeresbedarf bestehen in der Landwirtschaft irrümliche Auffassungen. Der Gesamtjahresbedarf an Inlandsheu hat die Heeresverwaltung durch starke Heranziehung der Vorräte in den besetzten Gebieten auf 1 Million Tonnen, also auf nur wenige Prozent der inländischen Produktion, herabsetzen können. Wenn die ihnen auferlegte Heulieferung von einzelnen Landwirten trotzdem als befriedigend empfunden wird, so kann das nur an ungenügender britischer Beteiligung liegen, gegen die bei der Heulieferung der besetzten Gebiete Abhilfe zu beantragen ist.



## Die Verdaulichkeit der Speisen abhängig von der Zubereitung.

Von Dr. Stoeckner, Arzt.

Die folgende kurze Erzählung wird zeigen, daß der Saft, wir brauchen zur Ernährung Eiweiß, Kohlehydrate und Fett, mindestens in dieser Fassung nicht zutreffend ist.

Im Sommer 1902 (ich war damals leitender Arzt des dem Regierungsbezirk Vöhringen gehörigen „Lothringischen Sanatoriums“ in Albersweiler in Lothringen) verlangten die Kranken der Anstalt Albersweiler, daß man sie mit nach elsfässischer Art hergestellten Speisen versorge, nicht, wie sie sagten, nach norddeutscher Art. Eine Schwester wurde deshalb in Straßburg i. E. eigens ausgebildet, und im Herbst begann man mit der Einführung der elsfässischen Küche. Von dem betreffenden Tage ab nahmen die Kranken der Anstalt (es handelt sich um Tuberkulose) an Körpergewicht ab, während wir vorher bei den wöchentlichen Wägungen meist sehr erfreuliche Gewichtszunahmen festgestellt hatten. Die Sache schien um so merkwürdiger, da genau die gleichen Mengen und Sorten an Nahrungsmaterial verwendet wurden. Da die Abnahmen des Gewichts höchst bedenklich waren, boten wir alles auf, den Grund festzustellen. Endlich fanden wir ihn in der Zubereitungsart, die in ganz Westdeutschland, nicht nur im Süden, sondern auch im Rheinland und zum Teil in Westfalen, üblich ist. Man kocht alles Gemüse in Salzwasser ab, schüttet dann das Wasser weg, und bringt dann das Gemüse auf den Tisch, nachdem man es durch Fettzugesatz „geschmälzt“ hat. Um die Sache in beweisender Form, in einer Art Versuch mit einer großen Anzahl Menschen, festzustellen, ließ ich eine große Menge des sogenannten Lohmannschen Pflanzennährsalz-Extraktes kommen. Jeder Schüssel Gemüse, Suppe und ähnlichem, wurde eine entsprechende verhältnismäßig kleine Menge dieser Nährsalze zugefügt, und von diesem Augenblick an trat die früher beobachtete Gewichtszunahme wieder ein.

Eine Bearbeitung der Angelegenheit, zum Teil in kürzerer Darstellung, habe ich dann dem Kaiserlichen Bezirkspräsidium in Metz zugehen lassen. Veröffentlicht ist sie meines Wissens nicht.

Aus dem Angeführten ergibt sich, daß bei gleicher Bereicherung von Nahrungsmitteln die Zubereitung ausschlaggebend ist für die Ausnützung durch den Körper. Die unrichtige Form dieser Zubereitung aber durch Auslaugen der Nährsalze ist gerade in den Gebieten, die in der Nahrungsfrage Abgeordnete zum Kriegsernährungsamt schicken, sehr gebräuchlich. Verbreiteter aber ist noch die Gewohnheit, pflanzliche Nahrungsmittel, besonders Kohlsorten, Rübenarten u. a., nur 1 bis höchstens 2 Stunden zu kochen. Die Speisen sind dann schwer verdaulich, werden nur zu geringen Mengen ausgenützt und damit eigentlich verschwendet. Daß Sauerkraut, um leicht verdaulich zu sein, wenigstens 5 Stunden, Steckrüben wenigstens 3 Stunden kochen müssen, wollen die Arbeiterfrauen nicht einsehen. Der Wohlgeschmack, der dadurch erhöht wird, spielt keine Rolle. Wohl aber klagen manche, daß Steckrüben schlecht bekömmlich seien, nicht gut schmecken u. a. m. Es ist das natürlich, wenn man die Rüben nur 1 bis 1 1/2 Stunden kochen läßt. Die Steckrüben werden, nach Angabe gut kochender Frauen, im Kochen zuerst rasch etwas weich, dann aber (wie Fleisch) bald härter und erreichen erst nach etwa 3 Stunden den richtigen Wohlgeschmack und entsprechende Verdaulichkeit.

Als Ergebnis meiner Darstellung ist daher zu folgern: Gerade für Schwerarbeiter ist neben einer gewissen Menge an Nahrungsmitteln die Zubereitung von höchster Wichtigkeit. Ohne entsprechende Zubereitung leisten selbst große Mengen von Nahrungsmitteln nichts.

Es ist mir bekannt, daß Veröffentlichungen ähnlichen Inhalts besonders im Jahre 1916 erschienen. Besonders Professor Voruzan kam dem am nächsten. Eine experimentelle Begründung in so großem Maße, wie die meinige von 1902, ist mir nicht bekannt geworden. Gerade aber der Umstand, daß ich hier etwas praktisch Wertvolles liefern konnte, bestimmt mich, durch diesen Brief die Zeit des Kriegsernährungsamtes, die

gewiß stark in Anspruch genommen ist, auch weiterhin in Anspruch zu nehmen. Es versteht sich von selbst, daß ich zu weiteren Ausführungen gern bereit bin.

## Rußlands Blutschuld.

Ein neuer Beweis für Rußlands Kriegsvorbereitungen gegen Deutschland.

Die halbamtliche „Wirschewija Wj. mosti“ veröffentlichte am 13. Juni 1914 eine kriegerische Erklärung, die damals allgemein dem russischen Kriegsminister als Urheber zugeschrieben wurde und die mit dem fettgedruckten Satze schloß:

„Rußland ist fertig, und Rußland erwartet, daß auch Frankreich fertig ist.“

Inzwischen ist aus Funden in den polnischen Festungsarchiven, aus Geheimverträgen, Manifesten und Befehlen bekannt geworden, daß damals tatsächlich die russische Mobilmachung angeordnet, daß die Weichsel- und Memelstellungen, wie Rowno, in den Kriegszustand versetzt, die Reservisten einberufen wurden usw.

Welchen Umfang die Truppenbewegungen im Nordwesten des russischen Reiches, also gerade im Grenzgebiet nach Deutschland hin, damals angenommen haben, geht — neben anderen ähnlichen Angaben — aus Aussagen des Ingenieurs F. Dittrich in Sommerfeld, Bezirk Frankfurt a. O., hervor, den damals eine Geschäftsreise in die baltischen Provinzen führte. Herr Dittrich befandete:

„Ich mußte für meine frühere Firma G. Luther A.-G. in Braunschweig eine Geschäftsreise nach Rußland

Anfang Juli 1914

antreten, die mich zunächst nach Reval führte. Mein Kunde dort, der belgische Konsul Rotermann, vor dem ein großer Abnehmer, verhielt sich völlig ablehnend gegen jedes Geschäft. Am Schluß der Unterredung Anspielungen, wie es Deutschland ergehen werde, wenn es von zwei oder gar drei Seiten angegriffen werden würde. R. ist großer Heereslieber für Mehl und aus einer neuen großen Bäckerei auch für Brot für die dortigen neuen Kasernen und Werften. Besuch resultatlos, daher Abreise nach Riga. Hier kein Zimmer in meinem altbekanntem Hotel de Rome, welches bis zum letzten Winkel (nach Aussage des mir bekannten deutschen Portiers und nach Augenschein auf der Fremdenliste) von Militär vom General bis zum Gemeinen vollgepfropft war. Alle übrigen Hotels gleichfalls überfüllt. Beschluß meinerseits, nach Libau zu gehen. Vorher telegraphische Erkundigung mit Rückantwort. Antwort: Besuch zwecklos. Abfahrt um zirka 5 Uhr mit der Abfahrt, unterwegs in Mitau auszufsteigen, wo wir einen großen Posten Maschinen an die dortige Dampfmaschine kurz zuvor geliefert hatten. Der Zug mußte zirka 1 Stunde warten (in Riga), ehe er abfuhr und erst ein Bataillon anscheinend Sibirier (Nr. 277 scheint mir, oder jedenfalls eine sehr hohe Regimentsnummer) angehängt bekam. Diese Leute fuhren nach Libau über Roschedah, wie mir auf mein Befragen der Schaffner erzählte. In Mitau angekommen (abends), wollte ich dort übernachten. Nach Besichtigung des Bahnhofes und dessen nächster Umgebung die Ueberzeugung, daß die Stadt ebenfalls völlig von Militär besetzt war, daher der Beschluß, nach der Grenze durchzufahren. Unterwegs überall auf allen kleineren und größeren Stationen starke Militärwachen sichtbar. Bahnstation dauerte viel länger als sonst, Uebergang wurde aber nicht behindert, und erfolgte am 21. oder 22. Juli 1914.“

## Hochmut vor dem Falle.

Wie man sich in Rumänien den Krieg vorstellte. Die Forderung der Entente, daß bei einem Friedensschluß auch Rumänien entschädigt werden solle, mutet recht merkwürdig an, wenn man die Schilderung liest, die der Kriegsberichterstatter des „Ausgemeinen Handelsblatt“ von der Stimmung in eroberten Bukarest gibt, und in der er die Beweggründe mitteilt, aus denen Rumänien sich in den Krieg ziehen ließ. Der Holländer fragt: „Ist Hochmut jemals so schnell und gründlich zu Fall gekommen?“ Und gibt die Antwort in seiner Schilderung selbst:

„In den fünf Tagen, die ich in Bukarest war, habe ich mit vielen Rumänen gesprochen: Leuten von der Straße, aus dem Mittelstand, mit kriegsgefangenen Soldaten und Offizieren, Politikern, Gegnern von Bratianu, während dessen Anhänger mit ihm nach Jassy gepflichtet waren. Und aus all' diesen Gesprächen habe ich den Eindruck gewonnen, daß die Bukarester, die im allgemeinen sich so stark mit Politik beschäftigten, vor allem mit auswärtiger, und mit der Bewirkung ihres Ideals Groß-Rumänens, vor lauter Wäutern den Wald nicht sehen und durchaus damit rechnen, daß nach der Kriegserklärung an Oesterreich-Ungarn Deutschland nicht mitmachen werde. Wir ist mehr als einmal durch kluge, gebildete Rumänen erklärt worden: Hätten wir gewußt, daß Deutschland Oesterreich-Ungarn helfen würde, dann hätten wir unsere Neutralität niemals aufgegeben.“

Rumänien hatte es sich so vorgestellt: Krieg mit Oesterreich-Ungarn! Abbruch der Beziehungen mit Deutschland, Bulgarien und der Türkei! Einfall in Siebenbürgen, wo bisher keine feindlichen Truppen standen! Ein bequemer Sieg über die Donaumonarchie, die gegen Rußland und Italien vollauf beschäftigt war! Rumänien um das ungarische Gebiet bis zum Theiß vergrößert! Das größere Rumänien, verwickelt durch eine Wiederholung der Taktik von 1913, nur vielleicht mit etwas mehr Kräfteaufwand!

So hat Bratianu es sich vorgestellt. So wirkte die kriegsheerliche Königin, deren politischer Einfluß nicht unterschätzt werden darf, für den Krieg gegen die Zentralmächte. Und das Parlament, das mit der Regierung steht und fällt, nebst der tonangebenden Beamtenklasse, die auch mit der Regierung kommt und geht, halfen ihnen eifrig.

So hat Bratianu es sich vorgestellt. So wirkte die kriegsheerliche Königin, deren politischer Einfluß nicht unterschätzt werden darf, für den Krieg gegen die Zentralmächte. Und das Parlament, das mit der Regierung steht und fällt, nebst der tonangebenden Beamtenklasse, die auch mit der Regierung kommt und geht, halfen ihnen eifrig.

So hat Bratianu es sich vorgestellt. So wirkte die kriegsheerliche Königin, deren politischer Einfluß nicht unterschätzt werden darf, für den Krieg gegen die Zentralmächte. Und das Parlament, das mit der Regierung steht und fällt, nebst der tonangebenden Beamtenklasse, die auch mit der Regierung kommt und geht, halfen ihnen eifrig.

## Ein telepathisches Verhältnis.

Wie der holländische „Telegraaf“ und die englische „Times“ sich im Lügen helfen.

Die Amsterdamer Zeitung „De Telegraaf“ muß in einem ganz eigentümlichen „telepathischen“ Verhältnis zu der Londoner „Times“ stehen. Denn die „Times“ druckte am 13. Januar aus dem „Telegraaf“ einen Aufsatz „Eindrücke eines Holländers aus Deutschland“ ab, der in der holländischen Zeitung gar nicht erschienen war.

Erst zwei Tage später, nämlich in der Abendausgabe vom 15. Januar, brachte der „Telegraaf“ diesen Artikel, den zwei Tage vorher die „Times“ angehtlich aus seinen Spalten übernommen hatte. Der Zusammenhang war der, daß die „Times“ vom 13. Januar am 15. Januar nach Amsterdam kam und der „Telegraaf“ zu seinem Schrecken bemerkte, er habe den Aufsatz, den die „Times“ aus objektiver neutraler Quelle brachte, noch gar nicht veröffentlicht und ihn nun schleunigst druckte.

Aus diesem Vorfall läßt sich erkennen, welchen objektiven Wert die Berichte des neutralen, in Wirklichkeit fanatisch deutschfeindlichen „Telegraaf“ haben, wenn sie schon zwei Tage vorher in einem englischen Blatt erscheinen können.

\*\* Lysol statt Kaffee. Die Gutsbesitzersehefrau Mausfeld aus Kleinweissand erhielt eine Woche Gefängnis, weil sie den Tod des bei ihr bedienstet gewesenen polnischen Arbeiters Kurtzschil fahrlässig verschuldet hat. Der Arbeiter hatte eine Flasche Lysol, in der er Kaffee vermutete, ausgetrunken, worauf er, ohne das Bewußtsein wiedererlangt zu haben, starb.

\*\* Das Schwein im Sarge. Ein Meidericher Geschäftsmann wollte in einem Sarge ein in Hamburg geschlachtetes Schwein nach Luisburg schaffen. Die militärische Beerdigungskommission öffnete aber den Sarg und beschlagnahmte die „Leiche“.

### Dankfagung!

Für die vielen Beweise der Liebe und Teilnahme bei der Beerdigung unserer lieben Mutter

**Wilhelmine Grohmann**

besonders auch den Herrn Viktor Mosen für die trostreichen Worte sagen wir herzlichsten Dank.

Dippoldswalde, den 1. Febr. 1917.

Die trauernden Hinterbliebenen

### Älteres Mädchen oder unabhängige Frau

die gut kochen kann, sucht für sofort oder später

Rittergut Raundorf bei Schmiedeberg (Bezirk Dresden).

**Eine Kuh,**

unter der das Kalb steht, zu verkaufen. Ripsdorf 19 L.

Am 30. Januar abends 11 Uhr verschied im Alter von 61 Jahren nach langem, schweren Leiden aus einem arbeitsreichen und sorgenvollen Leben unsere liebe, trennsorgende Mutter und Großmutter, Frau

**Henriette verw. Jahn**

geb. Laude.

Dippoldswalde, am 1. Februar 1917.

Im tiefsten Schmerze:

**Alfred Jahn**, Stadtmulldirektor, z. 3 i. Herrensdenk, im Namen aller Hinterbliebenen

Die Beerdigung findet nächsten Sonntag nachmittags 3 Uhr vom Trauerhause aus statt.

### Magd,

guter Melker, nicht unter 20 Jahren, wird gesucht zum 15. Februar oder 1. März

Groß-Delfa, Gut Nr. 5.

### Chamotte-Steine

6 1/2, 5 und 3 cm stark, trafen ein bei Carl Hegner, Fernruf 118.

Starga „Die Abendklinge“.

Für Haushalt mit 2 Kindern (7 u. 11 J.) wird zum 1. März ein fleißige, sauberes

### Mädchen

gesucht, welches bereits in bestem Hause gebildet hat. Frau Viktor Hoffmann, Diakonats-Post 101, Volkstr. 2.

### K. A.

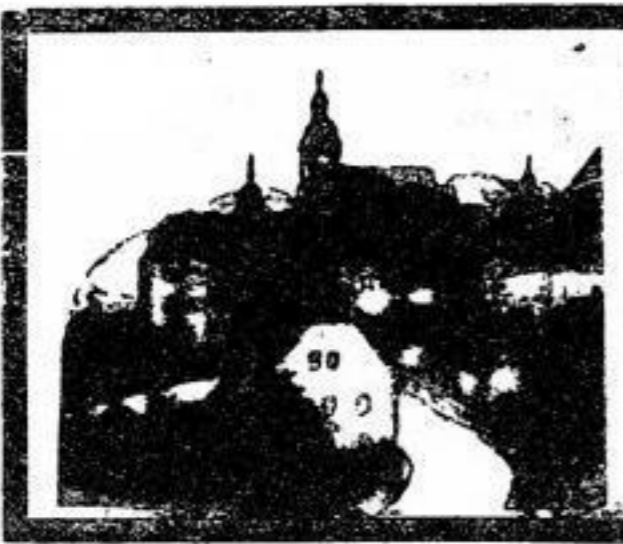
Seife und Seifenpulver  
Koch- und Rohkäsefett  
Krispsteine z. Händewaschen  
in der  
Drogerie zum Elefanten.

### Schlittschuhe

(noch zu alten Preisen) empfiehlt Carl Hegner, Markt 24.

### 2 hochtragende Kühe

zu verkaufen Anton G. Böner, Telefon 59.



# Abendstunde

Unterhaltungsbeilage zur  
Weiskeritz-Zeitung (Montblatt)

## Fein gesponnen.

Eine Erzählung vom Balkan von Adolf Flachs.

2) Calin wollte sich zerstreuen. Er sah es voraus, diese Nacht würde er vergeblich Schlaf suchen. Er zog es vor, sich nach der vornehmsten Konditorei der Stadt zu begeben, wo er um diese vorgerückte Stunde gewiß Bekannte treffen würde.

Wenige Minuten später hielt der Wagen vor Capscha. Calin entlohnte den Kutscher und sprang vom Wagen. Auf dem Bürgersteig standen kleine Tische, von Herren und Damen besserer Stände besetzt. An einem derselben saß Fisiril mit Toporeanu. Man begrüßte sich und Calin setzte sich zu ihnen. Fisirils kleine, kluge Augen leuchteten freudig und hüpfen unruhig umher — Calin wußte also, daß sein Freund bei Schumanns einen angenehmen Abend verbracht hatte. Toporeanu machte ein verbrießliches Gesicht wie immer, wenn ihn der Zufall mit Calin zusammenführte — er haßte und verachtete ihn als idealistischen Narren. Toporeanu musterte ihn jetzt wieder einmal und dachte: „Dieser altmodische Schwärmer verdient wahrhaftig nicht das Glück, Ciuzpeşcus Schwiegersohn zu werden, der liebt ja Marişa wie ein verliebter Gymnasiast. Ich, Dulus Toporeanu, mit achtundzwanzig Jahren ein bekannter Advokat und in der Gesellschaft als einer der ersten Kavaliere geschätzt, werde doch diesen vierschrotigen Gesellen leicht aus dem Sattel heben können. Und das muß ich tun, solche eingefleischte Ehrenmänner können bei Gelegenheit sehr gefährlich werden.“ Und er spann seine Gedanken weiter fort und bemühte sich, ein Verfahren zu ersinnen, das seinen Nebenbuhler lächerlich machen könnte.

Calin stand noch unter dem Eindrucke der Unterredung mit Marişa und sprach wenig.

Doktor Fisiril erzählte in seiner drolligen Weise allerhand Geschichten vom Tage, es gelang ihm aber heute nicht, den Freund, sonst ein dankbarer Zuhörer seiner Späße, aufzuheitern. Das Gespräch wollte nicht in rechten Gang kommen und stockte endlich ganz. Die drei jungen Männer blickten die Vorbeigehenden und -fahrenden an, jeder einzelne beschäftigte sich jedoch im Geiste mit seinen eigenen Angelegenheiten. Doktor Fisiril suchte sich Klar zu machen, was ihm eigentlich so sehr an Fräulein Martha gefalle: Ist es ihre Gretchen-Erscheinung, ist es ihr beschiedenes Wesen, ihr Lachen — vielleicht alles zusammen? Calin hatte soeben in Gedanken für immer seine „romantische Liebe“ zu der jungen Bojarin verabschiedet und sich wieder in die Dienste des Volkes gestellt. Ueber Toporeanus Gesicht huschte von Zeit zu Zeit ein hämisches Lächeln, er glaubte, ein Mittel gefunden zu haben, das Calin für immer als Nebenbuhler unschädlich machen sollte.

Da trat eine alte vergrämte Zigeunerin mit einigen Kuberosen heran:

„Junge Herren, kauft einem alten Weib einige Blumen ab. — Seht, sie sind schön wie die Jugend und duften wie der Frühling.“

Blitzschnell fuhr Toporeanu ein Gedanke durch den Kopf. Dann erhob er drohend den Stock und herrschte die Frau an:

„Fort von hier, alte Hege! Bist du krank, so geh' ins

Spital, Scheusal!“

Die erwartete Wirkung trat ein: Calin wurde vor Entrüstung bleich, er warf Toporeanu einen zornigen Blick zu und rief die Alte, die erschrocken sich auf die Fahrstraße geflüchtet hatte, freundlich heran:

„Hier Mütterchen — hier . . .“ Er gab ihr fünf Franken, „nimm, geh' nach Hause und ruh' deine alten Glieder ein wenig aus.“

Die Alte zittert vor Freude und überhäufte Calin mit Segenswünschen; auch Fisiril drückte ihr ein Geldstück in die Hand, die Freunde hatten viel Mühe, sich des Wortschalles der dankbaren Zigeunerin zu erwehren.

Nachdem sie fort war, meinte Toporeanu mit verächtlichem Lächeln:

„Wie kann man sich mit einem so schmutzigen Weib einlassen!“

Calin hielt mit aller Gewalt an sich und erwiderte mit bebender Stimme:

„Diese Frau ist nur äußerlich schmutzig, eine Folge ihrer Armut, ihre Seele aber ist reiner als die so manches eleganten Herrchens, das sich auf den Bojaren hinausspielt und nur zur Karikatur eines solchen wird. Wahrhaftig, dieses arme Weib aus dem Volke wiegt ein Duzend eitler Stutzer auf.“

„Herr Calin, wenn Ihnen dieses arme Weib so gut gefällt, halten Sie doch um ihre Hand an!“ rief Toporeanu mit Absicht sehr laut. Die Herren und Damen an den nächsten Tischen hatten es gehört und horchten gespannt auf die weitere Entwicklung der Szene.

Fisiril wollte um jeden Preis einen öffentlichen Auftritt verhindern und versuchte es, die Sache ins Komische zu ziehen.

„Weiß Gott, wenn die Alte eine Million besäße, ich würde sie heiraten.“

Das lauschende Publikum lachte, Calin aber, der Toporeanus Ausfall mit einem verächtlichen Blick abgetan hatte, wandte sich nun an Fisiril mit sanftem Vorwurf.

„Weißt du, Konstantin, über unglückliche Menschen sollte man selbst harmlose Späße nicht machen.“

Toporeanu rief höhniisch:

„Ihre Sentimentalität in bezug auf dieses Lumpenpad ist zu köstlich. Gestatten Sie, daß ich Ihnen den Ehrentitel „Volkstribun“ hiermit verleihe?“

Aus den Gruppen an den Nebentischen hörte man Richern und Lachen. Einige Spaziergänger blieben stehen und freuten sich, Zeuge eines Skandals sein zu können. Das gab einen herrlichen Gesprächsstoff, mindestens für drei Tage.

Calin wollte keine Antwort geben, aber plötzlich entrang sich seinem Munde:

„Ihnen gestatte ich einmal gar nichts. Sie sind trotz Ihrer Bildung ein herzensroher Mensch — verstanden?“

Toporeanu bewahrte seine Kaltblütigkeit.

„Herr Calin, ich verbitte mir diesen Ton.“

„Das glaub ich Ihnen gern, Sie können die Wahrheit nicht vertragen. Und ich wiederhole: Sie sind roh!“

Toporeanu erhob sich und sprach mit ausgesuchtester Höflichkeit in Ton und Geberde:

„Herr Doktor Fisiril, Sie werden es begreiflich finden, daß ich nicht länger an diesem Tische bleibe. In meinen Kreisen pflegt man nicht so zu sprechen. Herr Calin wird wohl die Freundlichkeit haben müssen, mir Genuß zu geben. Habe die Ehre!“

Er ging fort und setzte sich an den nächsten Tisch zu einem Kavallerie-Kapitän, den er kannte.

Calins Zorn war verflogen.

„Eine Forderung?“ rief er lustig. „Ha, ha, ha! Wenn er mich verletzt oder gar tötet oder ich ihm sein Lebenslicht ausblase, so soll damit bewiesen sein, daß ich Unrecht hatte und sein rohes Verfahren mit der armen Zigeunerin edel war! Wer sollte dessen nicht lachen?“

Die Gäste der Confiterie Capscha, den besten Ständen der Bukarester Gesellschaft angehörig, nahmen diese Aeußerung Calins sehr unwillig auf. Um weiteren Szenen vorzubeugen, verabschiedete Fisiril seinen Freund zum Aufbruch. Calin ging lachend fort und aus der Ferne hörte man noch seine

#### Kapitel.

Der Großbojar Ciuspeşcu war ein vielbeneideter Mann. Er gehörte einer alten Adelsfamilie der Moldau an, war sehr reich, erfreute sich seiner Rechtschaffenheit und Herzensgüte wegen allgemeiner Achtung und Sympathie, und sah trotz seiner fünfzig Jahre jugendlich und frisch, fast wie ein Dreißiger aus. Und doch war er nicht glücklich. Vor ungefähr fünfundzwanzig Jahren hatte er ein armes Mädchen, die Tochter eines griechischen Kaufmanns geheiratet — Zoe hatte ein feines, zartes Gesicht mit langgeschneittenen schwarzen Augen, die Klugheit und Energie verrieten.

Herr Ciuspeşcu liebte von jeher ein stilles, beschauliches Leben, er beschäftigte sich gern mit wissenschaftlichen Studien; der Sinn seiner Gattin dagegen war auf ein lärmendes, glanzvolles Gesellschaftstreiben gerichtet. Dieser Gegensatz im Wesen und in den Neigungen wurde im Laufe der Jahre zu einer Kluft, welche diese Ehe zu einem freudlosen Nebeneinandergehen machte. Alexander Ciuspeşcu trug trug still sein Loos und wenn er die kleine Marişa mit den großen, schwarzen Augen herzte und liebte, vergaß er alles.

Marişa wuchs heran und gedieh körperlich und geistig. Die Mutter hatte das Kind vom ersten Augenblicke, da die schlummernden Geisteskräfte sich zu regen anfangen, mit klugem Vorbedacht ihrem Einfluß zu unterwerfen gewußt, um es nicht nach dem Papa geraten zu lassen. Als Ciuspeşcu es gewahrte hatte Zoe bereits einen großen Vorwurf. Und nun begann ein unaufhörlicher Wettkampf zwischen Vater und Mutter; ein jedes suchte durch Härte und durch Ueberredung dem Kinde seine Anschauungsweise einzupflanzen. So wurde Marişa frühzeitig ernst, ihr Charakter bildete sich ganz eigenartig und trieb räthelhafte Blüten. Mit siebzehn Jahren war sie völlig herangereift. Gegen den Wunsch des Vaters wurde sie in diesem jugendlichen Alter bereits in den Reigen des gesellschaftlichen Lebens in Bukarest eingeführt. Marişa bewegte sich in der Gesellschaft mit großer Sicherheit; sie blickte mit ihren klugen Augen ziemlich unbefangenen und kritisch in die Welt. Daß freundliche Worte und das süßeste Lächeln gar oft Maske für Bosheit und Niedertracht sind, merkte sie bald. Sie wußte auch, daß ihre Schönheit und Klugheit nicht so viel „aufrichtige“ Bewunderung gefunden hätten, besäße ihr Vater nicht ein so großes Vermögen.

Im Hause Ciuspeşcu sollte die Silberne Hochzeit gefeiert werden. Madame Zoe durchschritt die lange Reihe der für den Empfang der Gäste bestimmten, festlich erleuchteten Räume und prüfte mit strengem Blick, ob alles in Ordnung sei. Hinter ihr ging zitternd der alte Nicolai. Nichts hatte zu Tadel Anlaß gegeben und der weißhaarige Diener atmete auf, als die Herrin ihn mit einer kurzen Handbewegung in Gnaden entließ. Gott sei Dank, diesmal konnte er ungescholten abtreten. Gegen zehn Uhr abends waren alle Räume fast überfüllt. Der Hausherr stand an der beide Gemächer verbindenden Thür und betrachtete mit ernst, fast unfreundlichen Blicken das Getriebe.

Im Wintergarten stimmten die Musiker ihre Instrumente; bald klangen die weichen Klänge eines schwermüti-

gen rumänischen Walzers mitten in das Gekurre der sprechenden, lachenden und laut lachenden Gäste.

Toporeanu schoß unermüdet hin und her — da eine schmeichelhafte Bemerkung für eine ältere Dame, dort ein Wort der Bewunderung einem Herrn für die „großzügige Rede“, die er kürzlich in der Deputiertenkammer gehalten — und während er dies sagte, schickte er, so oft es nur möglich war, Marişa verliebte Blicke zu. Toporeanu Pulse hämmerten wie im Fieber, er wollte heute abend den großen Angriff auf Marişas stolzes Herz unternehmen, aber nicht jetzt, nicht in diesem Augenblicke, es muß eine besonders günstige Gelegenheit abgewartet werden und dann durfte es nicht so geschehen, daß Papa Ciuspeşcu etwas davon merkte, denn Papa Ciuspeşcu ist ein unangenehmer Herr. Wie durfte er es eigentlich wagen, Toporeanu so kühl, so ablehnend zu begegnen, wenn seine Gattin, diese kluge Dame, und Marişa so lebenswürdig ihm entgegenkommen?

„Da sind Sie ja endlich, Herr Toporeanu,“ rief ein rothaariger junger Mann ihn an. „Ich suchte Sie schon lange, um Ihnen zu sagen —“

„Ach, guten Abend, lieber Staffidis! Nun, wie steht's denn?“

„Gut, sehr gut, Herr Toporeanu. Und das danke ich Ihnen. Ich finde keine Worte.“

„Ist auch ganz überflüssig, lieber Staffidis. Wenn Sie nur eine Brot- und Braten- und noch etwas gebende Stellung gefunden haben.“

„Ja, man muß sich zufrieden geben, als zweiter Rastierer —“

„Nun, für den Anfang nicht zu verachten, Staffidis. Zweiter Rastierer bei der Banca Generale, dann, wer kann wissen, wie es noch kommt. Aber bitte, lassen Sie es Calin niemals merken, daß ich Sie hingeschickt habe. Ich stehe nicht gut mit ihm.“

„Ich kann schweigen, Herr Toporeanu.“

„Unter allen Umständen, Herr Staffidis?“ Toporeanu sah dem Griechen scharf in die lustigen, grün schillernen Augen.

„Unter allen Umständen! — Aber auch reden — zur rechten Zeit.“

„Schön, das will ich mir merken, und wenn Sie sich bewähren, soll es Ihnen gut gehen. Sagen Sie, Staffidis, hat man hier heute schon über die Affäre bei Capscha gesprochen?“ fragte Toporeanu mit verschmitztem Ausdruck.

„Meines Wissens bis jetzt noch nicht. Aber —“ — man kann gleich auf das Thema kommen,“ erwiderte Staffidis lächelnd und entfernte sich.

Eine merkwürdige Erregung belebte bald darauf das Gespräch, das sich um den Austritt zwischen Calin und Toporeanu drehte; man lobte Toporeanus Takt und tadelte Calins unhöfliches Betragen und insbesondere seine Feigheit, ein Duell auszusprechen. Jetzt erhielt auch Marişa genauere Kenntnis von dem Vorfall — freilich in Staffidis Beleuchtung. Es tat ihr um Calin leid — als Kavaliere hatte er sich nicht benommen.

Keiner aus der Gesellschaft machte auch nur den Versuch, Calin zu verteidigen. Seine beinahe an Grobheit grenzende Wahrheitsliebe hatte ihn bei aller Welt mißlieblich gemacht, und Madame Zoe schürte das Feuer.

„Nun, ein wenig Ehrgefühl scheint der gute Herr denn doch zu haben, daß er sich bei uns nicht zeigt!“ rief laut die Frau des Hauses.

In diesem Augenblicke erschien Calin, von Doktor Fisiril begleitet, im Salon. Das Stimmengewirr verstummte plötzlich, man erwartete die große Effetiszene der Bühne.

Calin ging auf Madame Zoe zu und begrüßte sie höflich; mit einem kaum merklichen Kopfnicken erwiderte die Hausfrau und wandte sich dann rasch ab. Calin war verdußt über diesen Empfang. Mit raschen Blicken überflog er die Reihen der Gäste; überall begegneten ihm höhnische, feindliche Blicke: er, der sonst nicht schüchtern, noch verzagte Calin hätte sich so gern aus dem Salon entfernt, er wußte nicht recht, wohin sich wenden. Da trat eiligen Schrittes Herr Ciuspeşcu heran und streckte ihm beide Hände entgegen.

(Fortsetzung folgt.)

## Im Lazarett.

Von F. Schröngamer-Heimdal.

„Wo aus denn, Hofbäurin?“

Die Ungesprochene schrickt zusammen, dann sieht sie um sich und erblickt den Herrn Pfarrer in seinem Gartenhäuschen beim Brevier.

„Jest, der Herr Hochwürden!“ entfährt es der Hofbäurin von Hundsborg. „Wo aus? Ja, wissen Sies leicht no net? Mein'n Buam, an Magl, haben s' g'schoss'n; zwoa Schuß hat er. Z' Passau liegt er drin im Lazarett. Und heut darf i'n auffuch'n. O mei, Hochwürden, is dös a Kreuz mit dem Krieg! Bier Wochen hab'n ma gar nig gehört vom Magn, gar nig, soa Sterbenswörtl, — und heut hat er uns d' Post, daß er z' Passau drin liegt. Jetzt muas i scho geh, aa, daß i's Auterl no derwisch; pflat Gott, Hochwürden, Herr Pfarrer, und beten Sie für mein'n Magl aa an Vaterunser!“

„O mei wie wirds eahm ebba gehn, zwoa Schuß hat er!“ jammert sie im Weitergehen. Aber sie hat Zeit, das Auto steht schon fahrbereit vor dem Dommehwirt.

„Höchste Zeit!“ meint der „Schafför“. „Wohin?“

„Auf Passau, ins Lazarett, zu meim Magl! Zwoa Schuß hat er. O mei, is dös a Kreuz mit dem Krieg!“

Das hat der „Schafför“ wohl schon öfter gehört und es rührt ihn nimmer recht. In aller Seelenruhe zwickt er der Hofbäurin ein Billett ab und schiebt sie in den Wagen. Sie ist noch nie mit einem Postauto gefahren und darum paßt es ihr, daß sie die Schneckenwirtin drinnen antrifft. Zu der setzt sie sich gleich hin.

„O mei, Schneckenwirtin, woast es scho von unserm Magn? Zwoa Schuß hat er! Z' Passau liegt er drin im Lazarett!“

„So,“ sagt die Wirtin, „da könn ma glei mitander gehn; mei Mann liegt aa drinn!“

„Du liebe Zeit, was d' net sagst! Dei Mo? Hat leicht der aa no furtmüssn?“

„Mitm Landsturm, ja. Is scho lang drauß gwe'n, hat G'facha mitgmacht und alls, is eahm nie nig passiert und z' Markkirch derwisch 'n a Schrapnell!“

„Da waars ja do' aus,“ jammert d' Hofbäurin. „Da hab i gar nig gwist dabo. O mei, auf der Doag'schicht draußt' geht ma halt nig auf. Aber denkt hab i mirs scho, weils d' gar so kleinlaut dagess'n bist; und bist sonst so rebellisch!“

„Ja, ja,“ seufzt die Wirtin.

„Wie wirds denn ausschauen in so an Lazarett? Z bin mei Lebtag no in soans einikemma. Und mir wird allemal glei schlecht, wenn i a Bluat seh; und drum hab i mir Hofmannsche Tropfen mitgnomma.“

„Z woast aa net, wies da is, i kimm aa heut 's ersamal ei,“ sagt die Wirtin.

Eine halbe Stunde später stehen die zwei Frauen vor dem Reservelazarett, das in Friedenszeiten ein Schulhaus ist.

Eine Schwester kommt den Gang her auf die zwei ungeschliffenen Frauen zu.

„O mei,“ entfährt es der Hofbäurin, „is die schön! Wie an' Engel!“

„Dös is a Schwester, die die Verwundeten pflegt!“ erklärt die Wirtin.

„Was? U so a feine?“

Da steht die Schwester schon vor den beiden Frauen und fragt sie nach ihrem Begehr. Wie freundlich sie ist! Da geht der Hofbäurin gleich das Herz auf:

„Z waar d' Hofbäurin von Hundsborg. Mei Buam, der Magl, hat mir d' Post to', daß i'n heut hoamsuacha berf. Zwoa Schuß hat er, der Magl!“

„So,“ sagt die Schwester. „Der Hofbauer liegt in meinem Saal. Da gehen Sie nur gleich mit!“

Der Hofbäurin kommen jetzt die Tränen, sie weilt selbst nicht, warum; aber ganz dick kommen sie ihr.

„Und wen suchen Sie?“ wendet sich die Schwester an die Wirtin.

„Den Landsturmmann Gaindl!“

„Der gehört auch mir!“ sagt die Schwester. „Aber, Mutterl, net weinen!“ tröstet sie die Hofbäurin.

„Mir is sobiel hart und wieder so leicht aa, weil S' gar so freundi san, Fräul'n,“ entschuldigt sich die Hofbäurin und trocknet ihre Tränen. Dann zieht sie ein

Gläschchen aus dem Korb und läßt ein Tröpfel auf ein Stück Zucker fallen.

„Wissens, Fräul'n, i hab mir Hofmannsche Tropfen mitgenommen, weil mir gar so leicht schlecht wird. Und soa Bluat kann i überhaupts net seh'n!“

„Da brauchen Sie keine Angst zu haben! Aber was haben Sie denn sonst noch im Korb? Vielleicht Eßwaren?“

„Ja,“ sagt die Hofbäurin, „a Gselchts hab i eahm mitbracht, an Magl, weil ers gar so gern is. Und Frühbirn' hab i eahm aa, und a' badens Hendl, hab i mir denkt, kunnt aa net schadn. Derfs ebba net sein, daß ma' ebbs mitbringt?“

„Eigentlich nicht, weil die Beute ohnedies keine Not haben. Aber bei Ihnen will ich ein Auge zudrücken. So, jetzt sind wir schon da auch!“

Die Schwester öffnet die Tür zu einem großen Saal. Da stehen zwanzig schneeweiße Betten die Wände entlang, vor den Fenstern sind Tische mit Blumenvasen, davor sitzen härtige Männer in weißen Mänteln und tun Kartenspielen. Nur ein paar liegen in den Betten. Und einer spielt gar auf der Mundharmonika: „Dort tief im Böhmerwald ...“

Das ist also ein Lazarett!

So hat sich's die Hofbäurin nicht vorgestellt. Aber jetzt suchen ihre Augen von Bett zu Bett, wo ihr Magl wohl liegt. Mengstliche, mütterliche Augen sind es, — wie Schwalben huschen sie von einem zum andern. Aber in den Betten ist keiner, der ihrem Magl gleichsieht.

Da steht schon einer vor ihr und reißt ihr die Hand hin: „Grüß di Gott, Muatta!“

„Ja, du, du bist es?! O mei, i hätt di sei nimmer kennt! So a Bart! O mei, Mag, wie gehts dir denn?“

„Guat, Muatta, guat, dös siehst d'. Grad hab i Kartn gespielt mitm Schneckenwirt. Zwickt habn ma!“

„Zwickt habts? Ja, is denn dös net verboten?“

„Bloß in die Wirtshäuser, Muatta! In die Lazarett kann ma zwickn, wie ma' mag, gelt, Schneckenwirt?“

„Dös glaub i!“ sagt der.

„Aber jetzt sitz di her, da, Muatta, bist d' gwist recht müed?“

Kameraden vom Magl rücken Stühle her, die Hofbäurin weiß gar nicht, wie ihr geschieht.

„Ja, Buam,“ sagt sie dann, wie sie sieht, „daß d' net liegen mußt mit deine zwoa Schuß! Wo hast d' es denn?“

„Da, oan durch d' Lung, und oaner is mir durch 'n Arm. Jetzt gehts scho guat, Muatta! Dös siehst d' selber!“

„O mei, Buam ...!“

Wieder kommen ihr die Tränen. Aber diesmal sind es Zähren eines leiderlösten Herzens. Und dann packt sie aus: Gselchtes, Frühbirnen und das Badhendl.

„Dös hätt's net braucht, Muatta! Wir habn wirkl' soa Rot. Mir könn ma' dös net amal essen, was ma' kriegen. Allweil hoast's essen und essen, da schau her, grad hab i Brotzeit gmacht. Dös Trumm Schinken is mir no' übrig blicbn!“

„Und i hab gmoant, ös müßt's recht Hunger leidn im Lazarett. Aber nimms nur, die Fräuln, d' Schwester, hats scho verlaubt. Und was d' net magst, gibst halt deine Kameraden. Wird eah seltsam sel!“

„Gelt, Hofbäurin, da schaust!“ wendet sich jetzt der Schneckenwirt an sie. „So lusti' gehts im Kriag zu!“

„O mei, du kannst no' Gspagl aa macha!“ wundert sich die Hofbäurin.

„Hast eh Recht!“ pflichtet ihr der Wirt bei. „Oft amal is 's anders aa, gelt, Magl!“

Der nickt nur stumm.

Jetzt geht die Türe wieder auf und die Schwester kommt mit dem Doktor herein. Die Kranken treten an ihre Betten, bloß der Magl und der Schneckenwirt bleiben auf einen Winkel des Arztes bei ihrem Besuch.

Der Doktor geht von einem zum andern und hat überall ein heiteres Wort. Die Schwester schreibt bei jedem ins Büchel, was ihr der Doktor anschafft.

Zulezt kommt er noch an den Tisch zu den Zweien.

„Jest!“ entfährt es der Hofbäurin, „dös is ja der Herr Doktor Gingsamer! Jetzt die Freud!“

„Kennst mi no, Muatterl? Wie gehts denn nacha jetzt mit Ihrem Mann? Hat er 's Reizen noch?“

„Gar nig mehr gspürt er! Seit derselbn Salbn, die, wo S' eahm auf d' Lezt verschriebn habn, is's wie weg-g'wunschn! O mei, und jekt is mei Magl aa bei Eahna! Seyt hab i foa Ungst nimmer, daß er net bald gsund wird!“

„Na, wie gehts?“ wendet sich der Doktor an den Magl.

„Sehr gut, Herr Doktor!“

„Ja gelt, der Urlaub?! Wissen S', Hofbäurin, der Urlaub is der allergschidtest Doktor! Also bleibn ma' no' acht Tag da — und nacha gibts vier Wochen Urlaub! Und wenn der Urlaub um is, is der Krieg aa gar!“

„O mei, dös wenn waar!“ sagt die Hofbäurin.

„Na,“ fährt der Doktor weiter, „beim Schnedenwirt wirds aa no' acht Tag dauern. Nacha gibts aa vier Wochen. Wird scho' recht ...! Psüat Gott, und au' schön' Gruaß dahoam, Hofbäurin!“

„Dös is amal a deutscher Mo!“ sagt die Hofbäurin, wie der Doktor wieder draußen ist. „Da müßn d' Leut gsund wern, bei dem ...!“

„Juhu!“ jubelt der Magl, „hast es ghört, in acht Tagn gibts vier Wochen Urlaub!“

Auch der Haindl, der Schnedenwirt, schmalzt mit den Fingern und der Verwundete dort im Bett bläst auf seiner Mundharmonika wieder: „Dort tief im Böhmerwald, da ist mein Heimatsort!“

Eine Stimme summt mit, der Magl fällt ein, der Schnedenwirt tut mit und auf einmal klingt das Lied ihres Heimwehs durch den Saal:

Dort tief im Böhmerwald,  
Da ist mein Heimatsort,  
Es ist schon lange her,  
Daß ich von dort bin fort.  
Doch die Erinnerung,  
Die bleibt mir stets gewiß,  
Daß ich den Böhmerwald  
Ja nie vergiß,  
Wo ich am Vaterhaus  
Auf grüner Wiese stand  
Und weithin schaute auf  
Mein Heimatland ...

Die Schwester erscheint in der Tür und legt den Finger an den Mund, zum Zeichen, daß es nun genug sei. Es sind ein paar dabei, denen das Singen noch schaden könnte, wie der Magl etwa, der auf der Zunge noch nicht ganz fest ist.

Die Hofbäurin aber sitzt in glückseligen Tränen da und die Schnedenwirtin muß auch weinen. Wie Kinder sind sie, diese härtigen Helden, und folgen tun sie auf Wort und Wink. Und den beiden Frauen, die den Krieg bisher nur nach der Sehnsucht bemessen, die sie um ihre Lieben im Felde erlitten, steigt eine Ahnung auf von der Eintracht und Ordnung, von der Größe und Erhabenheit des Wesens, das den deutschen Krieg ausmacht, und was unsere Gegner „Organisation“ nennen.

Gegen Abend, wie die Besuchszeit um ist, fahren die zwei Frauen wieder heim zu den Ihren. Die Hofbäurin schüttelt ein- ums anderemal den Kopf und kann sich über das Gesehene nicht genug wundern.

„Schnedenwirtin,“ sagt sie beim Aussteigen, „jeh' muas i no in'n Pfarrhof! Und all's sag eahm's, an' Herrn Pfarrer, daß er am Sumnta' a' Predi' macht über d' Lazarett! Ja, auf der Kanzel muas er's sagn, daß d' Leut koan Kummer nimmer habn, wenn oaner verwund't wird. Die san ja wie im Himmi im Lazarett, gelt, Schnedenwirtin? O mei, und i dumms Weib hab mir Hofmannische Tropfen mitg'nomma ...!“

## Das Goldauto.

Humoreske aus den ersten Kriegstagen von

F. Schröngamer-Heimdal.

In der Bräustube brennt das Licht schon trübe. Nur ein einziger Gast ist noch da, der Peterbauer. Er schnarcht, und der Bräu, der wegen dem Kunden noch aufbleiben muß, macht auch ein Rickerl. Wäre auch kein Wunder: die Knechte sind fort, die Köffer sind weg und die Ernte braucht Arbeit. Ja, der Krieg!

Auf einmal rattert es im Nebenzimmer. Die zwei fahren auf.

„'s Telephon!“ sagt der Bräu und eilt hinaus.

„Ein Sieg!“ schreit der Peterbauer. Darauf hat er noch gewartet. Denn beim Bräu haben sie ein Telephon und da erfährt man jede Weltneuigkeit zuerst und ganz frisch. Darum bleibt der Peterbauer immer so lange in der Bräustube, bis das Telephon gekläutet hat.

„Wieviel Fahnen, wieviel G'schüz, wieviel G'fangene?“ fragt er jetzt, wie der Bräu aus dem Telephonkasten kommt.

Aber der Bräu ist ganz auseinander. Er springt von einem Eck ins andere, packt da einen Stuhl, dort einen Maßkrug und rennt den Spucknapf um, der unbenützt und anstandshalber beim Herrentisch in der Ecke steht. Dann stellt er sich breitbreit vor den Peterbauer hin und will etwas sagen. Aber er kann nur den Kopf schütteln.

„Bist d' narrisch?“ fragt der Peterbauer.

„Auf!“ schreit jetzt der Bräu, „g'schwind!! Lauf und weck d' Leut auf! Dös müasn ma' kriagn! Dös derf uns net auskemmal! 's ganze Dorf muas her!“

Der Peterbauer kennt sich noch nicht aus. Endlich erfragt er die Neuigkeit vom Bräu: Von Passau her haben sie telephonierte, daß ein französisches Auto mit zwanzig Millionen Gold unterwegs ist nach Rußland. Ueber Tittling und Schönberg her fährt es über Zwiesel ins Böhmische. Und das Auto müssen wir fangen!

Jetzt ist der Peterbauer wie von Sinnen. „Zwanzig Millionen! Zwanzig Millionen!“ schreit er in einem Trumm und springt von einem Bein auf das andere.

„Bist d' narrisch?!“ fragt jetzt der Bräu. Aber da ist der Peterbauer schon bei der Tür draußen. „Zwanzig Millionen!“ schreit er. „Auf, Leut! Fangts dös Auto! Zwanzig Millionen in Gold! In Schönberg haben 's dös Auterl scho g'sehn! Sperrts d' Straßn ab beim Bräufeller draußen!“

Aus Leibeskraften schreit der Peterbauer. Da und dort öffnet sich ein Fenster: „Was gibts? Wo rennts?“

Da und dort knarrt schon eine Hofstüre. Ein schlaftrunkener Bauer, ein halbwüchsiges Knechtl fragt: „Was habts denn? Is 'leicht Paris scho' g'fallen?“

Und der Peterbauer is überall: „A Auterl kimmt vo' Passau her, zwanzig Millionen in Gold, französische Offizier jan's in Zivil, auf Rußland wollens über Zwiesel und fangen müssen wirs!“

Von Hofstüre zu Hofstüre rennt er. Der Hüter, der gerade Nachtwache hat, muß ins Horn blasen, damit ja alles aufwacht. Und bei jedem Haus muß er sagen: „Beim Bräufeller draußen, wo d' Straßn an' scharfen Bogen macht, muas d' Durchfahrt mit Wägen gesperrt wer'n! Zwanzig Millionen in Gold! Die derfen wir net ouslassen! Alles muas z'sammhelfn!“

„Was, Wägen?!“ schreit jetzt einer, der Sadl-Michl, „an' Raibaum reißts aus und legts 'n über d' Straß!“ — „Und a paar Wischbaam müassn her!“ schreit ein anderer. — „Und Strick und Ketten!“

In drei Minuten ist das ganze Dorf lebendig. Männer und Weiber, Dienstboten und Kinder, alles rennt dem Bräufeller zu, wo sie das Goldauto fangen wollen.

Der Peterbauer, der einmal Gefreiter war bei den Jägern — hübsch lang ist schon her —, werkt wie ein Feldherr:

„Hüater, du gehst auf den Sandhügel auf als Posten, und wenn du 's Auto von weitem herkommen hörst, nacha bläst d': tatata — tatata — tata — dreiml! Nacha wissn ma' 's, daß 's Auterl is!“

„Und du, Peter, du gehst ins Schneiderbergl auf und lust von der andern Seite; und wenn du 's Auterl hörst, nacha schlaßt mit an' Terzerol!“ —

„So, Manner, und von enf nimmt a jeder a Mistgabel und a Drischl, wenn ' uns ebba angreifn tatent! Dös mirkts enf, Pardon wird net gebn!“

„Und d' Weiberleut müssen zrud! Nur zrud da, sag i, enf kann ma bei so an' bluatign Handwerk net brauchen! Gehts nur zrud, i hast für nig!“

„Zwanzig Millionen?!“ sagt jetzt der Hüter. „Dös wahr is?“

„Is ja telephonierte worn!“ sagt einer.

Und was telephonierte wird, muß wahr sein, gerade wie das, was gedruckt wird, meinen die Leute.

Im Nu ist die Berschanzung der Straße fertiggestellt.